

## Stellare Spreu

Na, das war ein Strahlen und ein Bumms, halb Sibirien hatte hinterher keinen Nudelsteller mehr im Schrank: Aus dem Sternbild des Pegasus flog ein galaktisches Pferd, am Lichtschweif schon gut zu erkennen, kopfüber ins winterliche Russland

ein. Den Minusgraden zum Trotz rieb es sich an der Luft, bis es glühte und nach allen Regeln der Detonationskunst zerplatzte. Während die Glaser von Tscheljabinsk die ersten Splitter aus den Fensterrahmen der postsozialistischen Hochhäuser

pulsten, regneten hunderttausend tiefgekühlte Pferdefasern auf die Glaskasch- und Lasagnewerke Mitteleuropas. Da brauchte dann nur eine Tür offen zu stehen, für die notorischen Raucher, die in ihren blutigen Kitteln en passant ein paar

schnelle Züge nehmen, und schon finden sich Spuren des kosmischen Zwischenfalls in unseren geliebten Fertigprodukten! Aufregung allerorten, wiewohl doch keiner weiß, ob solch stellare Spreu überhaupt nachteilig ist. Pegasus, der Sage nach

geflügelt, entsprang dem Hals der todbringenden Medusa, nachdem Perseus jener das Haupt abgeschlagen hatte, weil ihm ihre Knödel nicht schmeckten. Das war nicht nett, das war nicht lecker, aber ist das Pferd deshalb schlecht? Eben!

Als das junge Paar im Auto, von mehreren Kugeln getötet, am 3. Februar im kalifornischen Irvine entdeckt wurde, hatte die Polizei zunächst keine Hinweise auf den Täter. Wenig später tauchte ein langes Manifest auf Facebook auf, Abschiedsbrief, Anklage und Abrechnung. Es enthielt eine Abschlusliste mit vielen Namen, auch den Namen des Vaters der ermordeten Frau.

Verfasst hatte es Christopher Dorner, 33 Jahre alt, ein ehemaliger Polizist, der für seine Schießkünste vielfach ausgezeichnet worden war. Am 6. Februar begann die Jagd auf ihn, welche die Vereinigten Staaten von Amerika mehr als eine Woche lang in Atem hielt. Man suchte nach ihm im ganzen Südwesten, glaubte ihn schon in Mexiko.

Dabei verbrachte er seine letzten Tage in kuriose Nähe zu seinen ehemaligen Kollegen, im Ski-gebiet Big Bear, zwei Stunden östlich von Los Angeles. Hier hatte sich seine Spur verloren, hier hatte die Polizei ihre Kommandozentrale eingerichtet. Dorner war es gelungen, sich auf der anderen Seite der Straße in einer Ferienwohnung zu verstecken. Wenn er aus dem Fenster schaute, muss er die schwer bewaffneten Spezialeinheiten, die sich durch den Schnee kämpften, gesehen haben. Hubschrauber drehten ihre Runden, Bluthunde schnüffelten an Haustüren. Das Fernsehen berichtete ohne Pause.

In seinem Manifest, adressiert an »Amerika«, Betreff: »letztes Mittel«, schrieb er, Rassismus habe ihn seinen Job gekostet. Die Morde seien ein »notwendiges Übel«, um seinen Ruf wieder herzustellen und einen Wandel beim Los Angeles Police Department (LAPD) herbeizuführen. Ein Mann übt Rache. Auf Fotos sieht er nett aus. Ein gutmütig lächelndes, liebes Muskelpaket. Und doch war er von Wut zerfressen. Schon in der Grundschule, schreibt er, sei er schlecht behandelt worden, weil er als einziger Schüler seiner Klasse schwarz gewesen sei, alle gegen einen.

Im Kern richtete sich seine Wut gegen die Polizei. Am 20. Juni 2008 hatte ihn das LAPD suspendiert. Er solle sich zur Verfügung halten, regelmäßig anrufen, dürfe seine Dienstmarke nicht mehr verwenden. Seither, so schreibt er, leide er an einer Depression. Nach seinem Tod solle man sein Gehirn daraufhin untersuchen.

Dorner hatte die Ausbildung an der Polizeiakademie im Februar 2005 begonnen. Vorher war er bei der Marine gewesen und hatte in Utah seinen Abschluss in Politikwissenschaft und Psychologie gemacht. Er war Streifenpolizist in Los Angeles, als die Marine ihn, den Reservisten, nach Bahrain zog. Im Juli 2007 kehrte er in den Polizeidienst zurück. Weil er auf der Straße wenig Erfahrung hatte, machte er seine Streifenfahrten gemeinsam mit einer ranghöheren, weißen Beamtin, Teresa Evans. Internen Protokollen ist zu entnehmen, dass es Probleme gab. Dorner soll in Gegenwart seiner Kollegin geweint haben, fühlte sich überfordert, bat um Integrationsstraining. Die Beamtin soll versprochen haben, ihm zu helfen. Sechs Jahre später steht ihr Name auf seiner Todesliste.

Am 28. Juli 2007 rief ein Hotel in Los Angeles die Polizei um Hilfe – ein Mann mache Ärger. Wenig später erschienen die Polizisten Dorner und Evans. Der Mann wehrte sich. Über das, was dann geschah, gibt es zwei Darstellungen. Die Version von Evans: nichts Außergewöhnliches. Die Version von Dorner: Seine Kollegin habe den psychisch kranken Mann mehrmals getreten, einmal ins Gesicht, und dieses Detail im Einsatzbericht verschwiegen. Er behielt das zwei Wochen für sich, dann vertraute er sich einem Vorgesetzten an. Am Tag zuvor hatte Evans ihn schlecht bewertet.

Aussage gegen Aussage, eine langwierige Untersuchung. Zwei Hotelangestellte gaben an, sie hätten

## Schwarz gegen Weiß

Als sei er einem Actionfilm entsprungen: Der mordende Polizist Christopher Dorner ängstigte eine Woche lang die USA VON STEFFI KAMMERER



Ein moderner Steckbrief in Culver City bei Los Angeles: Die Polizei sucht diesen Mann!

ten die Polizistin nicht treten sehen. Das vermeintliche Gewaltopfer gab widersprüchliche Auskünfte. Ein Gremium des LAPD kam zu dem Schluss, Dorner habe gelogen, die Beamtin zu Unrecht beschuldigt. Am 2. Januar 2009 wurde er entlassen. Dorner zog vor Gericht, der Los Angeles Superior Court revidierte die Entscheidung des LAPD jedoch nicht – er ging in Berufung, es blieb dabei.

In seinem Manifest schreibt Dorner, die Behörde habe sich nicht gebessert seit dem Skandal um Rodney King. Im Gegenteil: »Es ist schlimmer geworden.« Rodney King war ein schwarzer Bauarbeiter, der 1991 in L.A. von Polizisten getreten und mit Schlagstöcken grausam zugerichtet worden war. Ein Anwohner hatte die Szene gefilmt, das Video weltweit Entsetzen ausgelöst.

Das LAPD, mit 10 000 Beamten die drittgrößte Polizeibehörde der USA, war jahrzehntlang berüchtigt für Korruption, Brutalität und Rassismus. Noch in den achtziger Jahren war der typische Beamte weiß und männlich. Der damalige Polizeichef unterschied in einem Interview zwischen Schwarzen und »normalen Leuten«. In den vergangenen zehn Jahren hat sich dann viel getan – heute ist die Behörde zu mehr als der Hälfte mit Angehörigen von Minderheiten besetzt.

Connie Rice, eine Bürgerrechtsanwältin, die Dutzende schwarze Polizisten vertreten und das LAPD oft verklagt hat, warnt davor, Dorner und seine Taten zu verherrlichen. In der Vergangenheit seien schwarze Beamte tatsächlich häufig zu Unrecht beschuldigt worden. »Aber wir reden hier über Geister des alten LAPD.« Die Situation habe sich unter dem gegenwärtigen Polizeichef und seinem Vorgänger wirklich verändert, sagte sie dem TV-Sender CBS: »An der Spitze wird eine hässliche, rassistische Kultur nicht länger toleriert.«

Andererseits sind nun drei schwarze Polizisten aus der Deckung getreten: Sie hätten selbst erlebt, wovon Dorner spreche. Zwei von ihnen sind Ende der neunziger Jahre aus dem Dienst ausgeschieden, sie arbeiten in neuen Berufen. Der dritte ist seit 31 Jahren beim LAPD, mittlerweile im Rang eines Sergeants: Wayne K. Guillary appellierte in einem offenen Brief an Dorner, sich im Beisein einer TV-Crew zu stellen, sodass ihm nichts passiere. Er habe selbst schwere Diskriminierung erlebt, Briefe geschrieben, protestiert, auch schwarze Vorgesetzte hätten nichts unternommen. »Glaube mir, ich habe einen hohen Preis dafür bezahlt, dass ich im LAPD an die Wichtigkeit von *I have a dream* erinnere.« Ausdrücklich nimmt er den derzeitigen Polizeichef Charlie Beck in Schutz. Der sei der Erste, der die Probleme ernst nehme. Beck, seit 2009 LAPD-Chef, kündigte noch während der Jagd auf Dorner an, dessen Fall erneut untersuchen zu lassen, allerdings nicht, »um einen Mörder zu friedenzustellen, sondern um der Öffentlichkeit zu zeigen, dass wir transparent und fair handeln.«

Dorner, seine Akte und sein Tod werden das LAPD noch lange beschäftigen. Die Tatsache, dass Polizisten bei der Fahndung nach ihm auf mehrere Menschen schossen, weil man ihren Wagen mit seinem Pick-up verwechselte, spricht nicht für besondere Sorgfalt. Eine 71-jährige hispanische Großmutter liegt verletzt im Krankenhaus. Beck hat sie um Verzeihung gebeten, die Schüsse seien Folge einer »tragischen Fehlinterpretation« gewesen.

Auch ist die Frage zu klären, ob gegen Dorner absichtlich leicht entflammendes Gas eingesetzt wurde. Am Ende war der Gesuchte nämlich in eine leer stehende Hütte geflüchtet. Nach einer wilden Schießerei, bei der ein Polizist starb, entschieden die Beamten, Gas einzusetzen. Ein TV-Sender konnte den Befehl, die Hütte niederzubrennen, dokumentieren.

Als Qualm und Feuer um ihn herum zunahm, hielt sich Dorner die Pistole an den Kopf

und drückte ab. Seine verkohlten Überreste wurden am selben Abend geborgen. Selbst dann noch wurden zehn Polizisten, deren Namen auf seiner Liste standen, rund um die Uhr bewacht. Man wollte keinerlei Risiko eingehen. Erst zwei Tage später, am Donnerstag vergangener Woche, haben Forensiker nach einer Zahnanalyse bestätigt, dass Christopher Dorner wirklich tot ist.

Manchen gilt er jetzt als Held. Am Samstag versammelten sich Dutzende Sympathisanten vor dem LAPD-Hauptquartier, um in seinem Namen zu protestieren. Auf Facebook gibt es einige Unterstützer-Seiten. Als Dorner noch auf der Flucht war, sagte Marc Lamont Hill, ein Englisch-Professor der Columbia-Universität, im Fernsehen: »Es ist beinahe, als würde man *Django Unchained* im wahren Leben zuschauen. Es ist aufregend.« Der Vergleich hätte Dorner wohl gefallen; in seinem Manifest pries er Christoph Waltz, einen Hauptdarsteller des blutigen Tarantino-Films.

Seine Anhänger sehen ihn als einen, der sein Leben gab, um auf Missstände hinzuweisen, als Kämpfer für die Gerechtigkeit, gegen das System. Aber Dorner hat vier Menschen getötet, etliche verletzt, und er wollte weiter töten. »Ich werde herausfinden, wo ihr wohnt, wo eure Ehepartner arbeiten, wo eure Kinder zur Schule gehen«, schrieb er. »Ich hatte nie die Möglichkeit, eine Familie zu gründen. Nun lösche ich eure aus.« Er selbst habe die Beziehung zu seiner Schwester und seiner Mutter verloren; auch dafür machte er die Polizei verantwortlich.

Dorner's Mutter Nancy lebt in La Palma, einem Vorort im Süden von Los Angeles, hier war er zuletzt gemeldet. Das Haus liegt in einer ruhigen Gegend, der Rasen ist gestutzt, die Blumenbeete sind gepflegt. Fernsehreporter befragten Nachbarn und erfuhren nicht viel. Chris habe immer freundlich begrüßt und in der Garage Gewichte gehoben. Sein Pick-up-Truck habe vor der Tür gestanden.

Säckeweise haben die Beamten mögliches Beweismaterial aus dem Haus getragen. Mit Journalisten hat die Mutter nie gesprochen. In einer Stellungnahme nach dem Tod ihres Sohnes schrieb sie, die Familie heiße seine Taten nicht gut, ihr Mitgefühl gelte den Opfern.

Dorner erscheint im Rückblick als widersprüchliche Person. Einer, der mit ihm auf dem College war und heute als Anwalt arbeitet, beschreibt ihn als intelligent und humorvoll, als einen Menschen, mit dem man gern Zeit verbracht habe. Im Jahr 2002 stand Dorner wegen einer guten Tat sogar in der Zeitung: Während seiner Navy-Ausbildung – er war in Oklahoma stationiert – hatten er und ein Freund 8000 Dollar gefunden. Sie gaben das Geld bei der Polizei ab. Es gehörte einer Kirche, stellte sich heraus. Dorner sagte damals dem Lokalreporter, seine Mutter habe ihn Ehrlichkeit und Integrität gelehrt.

Andererseits gibt es die ehemalige Freundin, die im Internet Frauen vor ihm warnte, nachdem sie sechs Wochen mit ihm zusammen gewesen war. Er sei »mental gestört« und »super paranoid«. Sie habe immer das Gefühl gehabt, dass mit ihm etwas nicht in Ordnung sei, sagt sie jetzt zu CNN, seine Stimmung habe extrem geschwankt. 2007 ging Dorner eine Ehe ein, die nur vier Wochen hielt. In seinem Manifest dankt er den Frauen »für guten und manchmal nicht so guten Sex«.

Sein hinterlassenes Manifest ist in Teilen nachvollziehbar und wortgewandt, besonders auf den ersten Seiten. Weiter hinten liest es sich beängstigend, wenn er einen Kollegen erwähnt, dem er wegen rassistischer Sprüche bloß an die Gurgel gegangen sei, obwohl er ihm lieber eine Kugel in den Schädel hätte jagen sollen.

Am 1. Februar 2013 entließ auch die Marine Christopher Dorner. Über die Gründe ist nichts bekannt. Zwei Tage später wurde er zum Täter.

## Sagen Sie bloß nicht »ausgestopft«!

Berlins populärster Bär ignoriert sein Publikum jetzt im Naturkundemuseum VON HEIKE KUNERT

Nur mal angenommen, man würde nach dem Tod ausgestopft und müsste überlegen, in welcher Pose man sich der Nachwelt präsentiert – gar nicht so einfach. Auf dem Sofa liegend, die letzte immerwährende Zigarette in der Hand, auf den Lippen ein zweideutiges Lächeln?

Knut hatte keine Wahl, als er sich vor zwei Jahren noch einmal tänzerisch um seine Achse drehte, ins Wasser plumpste und ertrank. Da war er vier Jahre alt und hatte eine Gehirnentzündung. Mit Schneewittchen teilt er sich den Glassarg; bloß kann er nicht gemächlich darin liegen, sondern ist wie Rodins Denker zum ewigen Sitzen auf einem Granitblock verdammt. Bequemlichkeit ist eine Sache der Perspektive. Betrachtet man sein Hinterteil, ist man an eine verunglückte Yogaübung erinnert. Der Arme sitzt auf seiner rechten Hinterpfote, und wäre sie nicht schon tot, in vier Wochen, nämlich dann,

wenn Knut aus dem Foyer des Berliner Naturkundemuseums in dessen wissenschaftliche Sammlung umzieht, wäre sie restlos abgestorben. Von vorn sieht Knut aus wie eine Berliner Hausfrau, die den lieben langen Tag aus dem Fenster guckt. Aber nicht etwa, um neugierig auf all die Menschen zu starren. Nein, endlich kann Knut erhaben und gleichgültig über sie hinwegsehen. Seine braunen Glasäuglein blicken zufrieden ins Nirgendwo.

Ins Gästebuch hat jemand eingetragen: »Er sieht so friedlich aus.« Schon möglich. Man könnte aber auch sagen, dass er endlich auf seine Besucher pfeift, die ihm zu Lebzeiten so arg auf den Pelz rückten. Knut darf endlich die Schnauze voll haben. Nur Heidi Klum wäre froh, wenn sie so oft fotografiert worden wäre. Wenn sich das Herz für die, die einen mit ihrer Liebe belagern, nicht entzündend kann, dann tut es vielleicht das Gehirn, um zukünftig das Herz davor zu schützen.

Kaum, dass der Bär den Eingang des Museums zielt, bedrängen ihn schon wieder die Massen, und es wird auf Teufel komm raus fotografiert. »Habt Euch nicht so mit dem Glaskasten, denn ich hätte ihn gern noch mal berührt«, steht im Gästebuch. Der Glaskasten ist eine prima Idee. Nach all den Liebesbekundungen, die »Knuti« und »Knutchen« im Gästebuch erfährt, müsste man Angst haben, dass schon nach dem ersten Ausstellungstag nichts mehr von ihm übrig bleibt, weil jeder am Bären wie an einer Reliquie kratzt.

Es fällt auf, dass sich junge Paare gern vor Knut fotografieren lassen. Als ob Stärke und Gewicht des Bären ihre Liebe kräftigen könnten. Sie ahnen ja nicht, dass die-

ser Knut im Kasten nicht viel mehr wiegt als ein Schulmädchen und jeder Polarsturm ihn vom Sockel pusten würde. Unter dem frisch gewaschenen Fell verbirgt sich eine Gipsform, die mit Polyurethan ausgeschäumt wurde. Nach der Autopsie wurde sein Körper verbrannt; die Knochen lagern noch im Naturkundemuseum. Das Museum legt Wert darauf, dass man nicht von Ausstopfung spricht.

Knut lebt fort als Dermoplastik. Sein Körper wurde modelliert, das Fell darübergezogen, tagelang zurechtgemacht, gebürstet und vernäht. Zum Schluss bekam er sein Gesicht. Einst wog Knut 300 Kilogramm; ein Zehntel davon ist übrig geblieben. Mancher Liebe, die sich vor ihm knipsen lässt, wird es irgendwann auch so gehen.



Statt ewiger Ruhe posieren als Dermoplastik: Knut im Museum